

Selbstreferentielle Maximalisierung

Stefan Gärtner

1. Immer mehr vom Gleichen

Selbstreferentielle Maximalisierung bzw. Maximalisierung des Selbst bezeichnet ein Phänomen der Spätmoderne, nach dem Entwicklung nicht mehr übergreifenden und allgemein akzeptierten Zielen dient. Stattdessen werden Fortschritt, Steigerung, Verbesserung und Weiterentwicklung selbstreferentiell bestimmt. Sie können also nur innerhalb des eigenen Categoriesystems identifiziert werden, aber nicht mehr unter Bezugnahme auf externe Kriterien. Es geht um Maximalisierung nach Maßgabe der jeweiligen internen Handlungslogik und Entwicklungsrichtung.

Hierin drückt sich die Brechung des typisch modernen Fortschrittsdenkens aus. Es vollzieht sich der Abschied von der „Vorstellung einer immerwährenden Weiterentwicklung von Geschichte, Tradition und technischen Errungenschaften mit dem Ziel einer Perfektibilität der Zukunft“¹. In der Spätmoderne gibt es kein allgemein plausibles Ziel mehr für Entwicklung, wie etwa die Utopie einer Emanzipation und Befreiung des Menschen.² Maximalisierung und Perfektionierung richten sich zunehmend auf sich selbst. Sie werden zum Perpetuum und zum Selbstzweck.

Statt eines Fortschritts, der auf einen idealen Endzustand zuläuft, gibt es die sachbezogene und nutzenorientierte Erweiterung, Verbesserung und Vermehrung des Bestehenden: Entfaltung der technischen Möglichkeiten (ohne dass diese vom Einzelnen noch umfassend genutzt werden würden), Entgrenzung der Informationsflut (die eine Unterscheidung nach Wichtigkeit, Wahrhaftigkeit oder Zeitlichkeit bei einer Nachricht unmöglich macht), Steigerung der Produktivität (ohne auf die nichtwirtschaftlichen Folgen zu achten), Ausweitung der Wissensbestände (zum Preis einer zunehmenden Segmentierung und Spezialisierung), beschleunigtes Konsumtempo (mit der so genannten „geplanten Obsolenz“, d. h. der gewollten Absenkung der Qualitäts- und Haltbarkeitsstandards), Sucht nach immer intensiveren Augenblickserlebnissen (ohne echte Befriedigung), Streben nach Gesundheit (das alles Fragmentarische verdrängt) – eben die Maximalisierung des Selbst.³

¹ Judith Könemann, „Ich wünschte, ich wäre gläubig, glaub' ich“. Zugänge zu Religion und Religiosität in der Lebensführung der späten Moderne, Opladen 2002, 22.

² Vgl. Zygmunt Bauman, *Liquid modernity*, Cambridge – Oxford 2000, 16–52; 132–140.

³ Vgl. Gerhard Schulze, *Die Beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?*, Frankfurt/M. 2004, 49–107; Marianne Gronemeyer, Weitergehen, nicht stehen bleiben!, in: *Theologisch-praktische Quartalschrift* 154 (2006) 339–345.

Hinter dieser Dynamik steckt nicht bewusste Zielführung, sondern allein die Fortsetzungsvermutung, dass sich also das Bestehende eigengesetzlich und in geordneten Bahnen auf ein immer höheres Niveau transformiert. In der Folge geht es um Steigerung *an sich* und weniger um Steigerung *für etwas*, d. h. um übergreifende Ziele zu erreichen. Entwicklung wird rein selbstbezüglich und zirkulär.

Auf dem sozialen Makroniveau ist die funktionale Differenzierung der spät-modernen Gesellschaft Voraussetzung dieser selbstreferentiellen Maximalisierung.⁴ Die Sozialwelt zerfällt in verschiedene Teilbereiche, die nach jeweils eigenen Handlungslogiken eine abgezielte Aufgabe für die Gesellschaft als Ganze und für die Individuen übernehmen. Dabei operiert jedes Teilsystem auf der Basis einer autopoietischen Codierung, die nur im eigenen System völlig verstanden wird. So wird Kritik an dieser Systemlogik von außen als Störung erlebt bzw. in die eigene selbstreferentielle Grammatik übersetzt.

2. Geldwert als gemeinsamer Nenner

Als gemeinsamer Maßstab für die Identifizierung von Steigerung, Entwicklung und Fortschritt fungiert der Geldwert. Er bildet einen „Verständigungscode“⁵ zwischen unterschiedlichen, selbstreferentiell operierenden Systemen. Die monetäre Rationalität ermöglicht die Vergleichbarkeit von deren interner Maximalisierung. Allerdings bleibt diese Art des Vergleichens nicht ohne Folgen. Einerseits ermöglicht sie Kommunikation über Systemgrenzen hinweg. Andererseits jedoch droht die Gefahr, dass über den Geldwert die Logik der Gewinnmaximierung die jeweilige interne Handlungslogik überformt. Selbstreferentielle Maximalisierung bemisst sich dann allein noch am geldwerten Vorteil.⁶ Im Extremfall kann sich dabei das Verhältnis von Zweck und Mittel umkehren.

Es entstehen Spannungen zwischen der selbstreferentiellen Maximalisierung und der Logik des Geldes. Dies zeigt sich insbesondere da, wo sich Sinnsysteme und Handlungsvollzüge als wenig anschlussfähig für diesen Maßstab erweisen. Beispiele hierfür sind Bildungsprozesse, insofern diese mehr umfassen als bloße Wissensweitergabe, oder aber zivilgesellschaftliches Engagement. Das kann selbst zu einem *motivation crowding* führen, bei dem die intrinsische Motivation, etwas zu tun oder zu lassen, durch die Einführung der Geldlogik gerade nicht verstärkt, sondern frustriert wird.⁷ Andererseits sind soziale Systeme aber offenbar

⁴ Vgl. Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1997.

⁵ Herbert Haslinger, *Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche*, Paderborn u. a. 2009, 160.

⁶ Vgl. in diesem Band Fritzen / Lienkamp, *Ökonomisierung*, 95–100.

⁷ Vgl. Bruno S. Frey / Reto Jegen, *Motivation crowding theory*, in: *Journal of Economic Surveys* 15 (2001) 589–611.

auch in der Lage, den monetären Code erfolgreich in ihren eigenen zu integrieren.

Die damit verbundenen Ambivalenzen zeigen sich nicht zuletzt in pastoralen Vollzügen wie der seelsorglichen Zuwendung, dem katechetischen Impuls oder der liturgischen Segnung. Deren Effekt und Bedeutung sind kaum als geldwerter Nutzen verrechenbar. Die theologische und die monetäre Rationalität scheinen also letztlich unvereinbar zu sein.⁸ Trotzdem ist davon auszugehen, dass dieses Denken die Kirche bereits infiltriert hat.⁹ Das gilt insbesondere da, wo sie

„einen vereinsähnlichen Charakter [annimmt, St. G.], der wiederum die Interaktionsmuster des Tausches begünstigt, in denen Mitgliedschaft erworben wird im Austausch gegen die Bereitstellung bestimmter Dienstleistungen. Somit dringen [...] die auch in anderen marktförmigen Gegebenheiten gültigen Tauschbeziehungen in den Raum der Kirche vor [...]“¹⁰

Die Mitglieder bestehen auf ihrem Recht auf ein passendes pastorales Angebot. Es entwickelt sich eine *vicarious religion*: Die Kirche muss bestimmte Dienstleistungen vorhalten, damit man sie bei gelegentlichem Bedarf in Anspruch nehmen kann.¹¹ Das sollte aber nicht mit persönlichen Konsequenzen oder Voraussetzungen verbunden sein, wie etwa eine engagierte christliche Existenz oder die Übereinstimmung mit bestimmten Glaubenswahrheiten. Unter den Mitgliedern setzt sich die volkskirchliche Versorgungsmentalität unter aktuellen Vorzeichen fort. Nun geht es um Kunden, die ihre Wünsche und Bedürfnisse von einer religiösen Organisation befriedigt sehen wollen. Diese versucht komplementär, zum Beispiel ihr liturgisches Angebot entsprechend auszurichten.¹²

Auch hierin spiegelt sich eine Entwicklung der spätmodernen Gesellschaft auf Makroniveau wider. Die Stabilität und Verbindlichkeit sozialer Größen wie Klasse, Konfessionsgemeinschaft oder Familie nehmen ab. Stattdessen bewegt sich das Individuum in einer *consumer society*, in der es in die Rolle eines Kunden schlüpft. Es gebraucht Waren und Dienstleistungen, um ein authentisches Selbst

⁸ Vgl. Isolde Karle, *Kirche im Reformstress*, Gütersloh 2010, 106–121.

⁹ Vgl. Jens Schlamelcher, *Unternehmen Kirche? Neoliberale Diskurse in den deutschen Großkirchen*, in: Walter Otto Ötsch / Claus Thomasberger (Hg.), *Der neoliberale Markt-Diskurs. Ursprünge, Geschichte, Wirkungen*, Marburg 2009, 213–256; ders., *Ökonomisierung der Kirchen?*, in: Jan Hermelink / Gerhard Wegner (Hg.), *Paradoxien kirchlicher Organisation. Niklas Luhmanns frühe Kirchensoziologie und die aktuelle Reform der evangelischen Kirche*, Würzburg 2008, 145–177; Janusz Surzykiewicz, *Rezeption ökonomischer Führungstheorien in der Seelsorgepraxis*, in: Uto Meier / Bernhard Sill (Hg.), *Führung. Macht. Sinn. Ethos und Ethik für Entscheider in Wirtschaft, Gesellschaft und Kirche*, Regensburg 2010, 560–573.

¹⁰ Rut von Giesen, *Ökonomie der Kirche? Zum Verhältnis von theologischer und betriebswirtschaftlicher Rationalität in praktisch-theologischer Perspektive*, Stuttgart 2009, 225.

¹¹ Vgl. Grace Davie, *Vicarious religion. A methodological challenge*, in: Nancy T. Ammerman (Hg.), *Everyday religion. Observing modern religious lives*, Oxford – New York 2007, 21–37.

¹² Vgl. John Reader, *Reconstructing practical theology. The impact of globalization*, Aldershot – Burlington 2008, 58–61.

zu kreieren, ohne damit aber zu einem Ende zu kommen. Die selbstreferentielle Maximalisierung kennt nämlich keinen Zielpunkt. In der *consumer society* geht es nicht um Bedürfnisbefriedigung, sondern um die permanente Schaffung neuer Bedürfnisse.¹³ Waren und Dienstleistungen bleiben übrig, nachdem die Bedeutung der alten sozialen Ordnungskriterien perforiert ist. Es geht um „the freedom to treat the whole of life as one protracted shopping spree“¹⁴.

Neben dem Problem des faktischen Ausschlusses von dieser Freiheit¹⁵ nimmt diese an und für sich zwanghafte Züge an. Unter dem Regime der neoliberalen Gouvernementalität ist die Freiheit der Lebensführung nämlich keine natürliche Freiheit, sondern eine fordernde.¹⁶ Es geht um die Bereitschaft zur permanenten Selbstmodulation. Marktdenken bestimmt viele Bereiche des Sozialen und schließlich auch die Identität des/der Einzelnen. Von ihm/ihr wird eine unternehmerische Haltung mit Blick auf das eigene Selbst verlangt.¹⁷ Probleme werden zu persönlichen Problemen der Betroffenen, die sich durch deren aktives Handeln und nicht zum Beispiel durch sozialstaatliche Eingriffe lösen ließen.

3. Beispiele selbstreferentieller Maximalisierung unter dem Regime des Geldes

Die Kombination von Maximalisierung des Selbst (1) und monetärer Logik (2) kann also eine wechselseitige Dynamik freisetzen. Dies zeigt sich nicht nur auf der bereits angesprochenen Ebene der individuellen Lebensführung, sondern in vielen Bereichen der spätmodernen Gesellschaft. Für die Pastoral beispielhaft sind die Beharrungstendenzen kirchlicher Organisations-, Verbands- und Verwaltungsstrukturen in den aktuellen Reorganisationsprozessen. Maximalisierung des Selbst bedeutet hier zunächst den Erhalt der Organisation (1). Eine Überprüfung nach externen Kriterien wie Evangeliumsgemäßheit oder missionarische Schlagkraft findet nicht statt. Organisationserhalt wird zum Ziel an sich. Dies drückt sich in einer Fixierung auf eine Steigerung der Mitgliedschaft aus, da diese die Legitimation der jeweiligen Institution erhöhen würde.

Insofern Kirchenmitgliedschaft in Deutschland über das System der Kirchensteuer eng an den Faktor Geld gebunden ist, wird dieser besonders wichtig bei der Legitimierung der eigenen Bedeutung (2). Umgekehrt geht es Verbänden, Gruppen und Organisationen schlecht, die sich nicht auf einer eigenen finanziel-

¹³ Vgl. Bauman, *Modernity* (s. Anm. 2) 75.

¹⁴ Ebd., 89.

¹⁵ Vgl. in diesem Band, Blunschi-Ackermann, *Exklusion*, 67–72.

¹⁶ Vgl. Michel Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*, Frankfurt/M. 2004, bes. 134–172. Vgl. auch in diesem Band Fritzen / Gärtner, *Leben als Projekt*, 81–86.

¹⁷ Vgl. Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M. 2007.

len Basis erhalten können. Es entwickelt sich eine Monetarisierung in der Pastoralplanung.¹⁸ Das gut ausgebuchte kirchliche Bildungshaus wird erhalten, das verlustreiche geschlossen, unabhängig von ihrem inhaltlichen Profil.

Die Verbindung von Selbstbezüglichkeit (1) mit dem monetären Denken (2) ist auch dafür verantwortlich, dass diese Prozesse von den Betroffenen als Verlust erlebt werden, was sie faktisch auch sind. Es stellt sich aber die Frage, warum Selbstreferentialität nicht zur Minimalisierung führt. Systemerhaltung könnte schließlich auch durch Anpassung nach unten erreicht werden, wie dies angesichts der Entkirchlichungstendenzen in der spätmodernen deutschen Gesellschaft ganz offensichtlich nötig ist. Die Reduktion von pastoralen Strukturen und Organisationen wird aber nur selten als Chance erfahren, etwa weil ihre Aufgabe oder ihr Entstehungsgrund inzwischen weggefallen sind. Entsprechende Deutungsangebote von Seiten derer, die für die Einsparungen, Reorganisationen und Entlassungen verantwortlich zeichnen, wirken auf die Betroffenen unglaublich und zynisch. Ganz offensichtlich ist der Ausschluss freiwilliger (nicht erzwungener) Minimalisierung neben anderem eine Folgewirkung der monetären Logik.

Ein weiteres Beispiel selbstreferentieller Maximalisierung unter dem Regime des Geldes aus dem pastoralen Bereich ist die Monetarisierung der ‚Zweitstruktur‘ Diakonie und ihre Folgen.¹⁹ Beispiele aus anderen Bereichen sind insbesondere da interessant, wo Freiheit und Autonomie zum Kern des jeweiligen Selbstverständnisses gehören, wie in der Kunst oder der Wissenschaft. Selbstreferentialität gilt hier als *conditio sine qua non*, obwohl es natürlich nie eine völlige Unabhängigkeit von äußeren Zwängen gegeben hat. Entwicklung und Fortschritt sollen aber nach internen Kriterien gemessen werden. Trotzdem wirkt auch hier der monetäre Druck. Der Wert und die Bedeutung eines Kunstwerks werden durch den Preis auf dem Kunstmarkt bestimmt und nicht aufgrund von ästhetischen Kriterien. Und im akademischen Diskurs wird auftragsgebundene Forschung über Drittmittelfinanzierung nicht als problematisch für die Freiheit der Wissenschaften, sondern als erstrebenswert angesehen.²⁰

4. Selbstreferentielle Maximalisierung im praktisch-theologischen Diskurs

Für den praktisch-theologischen Diskurs ist bei der selbstreferentiellen Maximalisierung auf die Selbsterhaltungsstrategien der akademischen Theologie und

¹⁸ Vgl. Johann Pock u. a. (Hg.), *Pastoral und Geld. Theologische, gesellschaftliche und kirchliche Herausforderungen*, Wien u. a. 2011.

¹⁹ Vgl. Haslinger, *Diakonie* (s. Anm. 5) 146–161.

²⁰ Vgl. Daniel S. Greenberg, *Science for sale. The perils, rewards, and delusions of campus capitalism*, Chicago 2007; Derek Bok, *Universities in the marketplace. The commercialization of higher education*, Princeton 2004.

ihrer Institutionen zu verweisen.²¹ Daneben geht es um die Teleologie der verschiedenen Konzepte und das Selbstverständnis der Wissenschaftler. Welche implizite oder formulierte Zielvorstellung verbindet ein Praktischer Theologe/eine Praktische Theologin mit seiner/ihrer wissenschaftlichen Reflexion, und wie wird deren Mehrwert bestimmt? Mit Blick auf die für die Spätmoderne typische Selbstreferentialität ergibt sich eine Unterscheidung von auf der einen Seite außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses liegenden Zielen bzw. Mehrwertbestimmungen (z. B. Verbesserung pastoraler Praxis oder anwaltschaftliches Engagement für Marginalisierte) und auf der anderen Seite wissenschaftsinhärenten Zielen bzw. Mehrwertbestimmungen (z. B. Erkenntnisgewinn oder interdisziplinäre Anschlussfähigkeit). Analog dazu ergibt sich für das jeweilige Selbstverständnis der Betroffenen die Unterscheidung vom Praktischen Theologen als pastoralbezogenem Dienstleister auf der einen und wissenschaftsbezogenem Theoretiker auf der anderen Seite.²² In der Regel dürften im Werk und im Selbstbild Mischformen zu finden sein.

²¹ Vgl. Herbert Poensgen, *Praktisch-theologische Stolpersteine. Anmerkungen eines ‚pastoral Tätigen‘*, in: Doris Nauer u. a. (Hg.), *Praktische Theologie. Bestandsaufnahme und Zukunftsperspektiven*, Stuttgart 2005, 324–328.

²² Vgl. Manfred Belok, *Praktische Theologie als Dienstleistung für die Kirche. „Wissenschaftsnah, aber praxisfern“? Oder: „Praxisnah, aber wissenschaftsfern“?*, in: Nauer u. a. (Hg.), *Praktische Theologie* (s. Anm. 21) 20–26.